

Nummer 12 — Schwäbich Gmünd, Dezember 1962 — 23. Jahrgang

Sie fanden keinen Platz in der Herberge

Das „Herbergsuchen", ein alter Brauch in der Gmünder Gegend

Albert Deibele

Zum Ergreifendsten, was die Evangelisten aus dem Leben Jesu erzählen, gehören die Vorgänge am Heiligen Abend. Maria, die jeden Augenblick ihre Niederkunft erwartet, irrt mit Josef durch Bethlehem und sucht ein Plätzlein, wo sie ihr Kind zur Welt bringen kann. Dieses angstvolle Umherirren wurde, wie so viele heilige Vorgänge, im Mittelalter zu einem Volksschauspiel umgearbeitet und häufig zur Erbauung in Stadt und Land aufgeführt. Derartige Schauspiele mußten oft den recht mangelhaften Religionsunterricht ersetzen oder wenigstens ergänzen. Da die Geburt Christi schon seit Jahrhunderten mitten im Nordwinter gefeiert wurde, sprach das Herbergsuchen besonders zu Herzen. Ich erinnere mich noch gar wohl aus meiner frühesten Jugend, daß in der hiesigen Kinder- und Nähschule dieses Spiel aufgeführt wurde. Es begann mit den Worten: „Josef, liebster Josef mein, wo wird heut unsere Herberg sein?" Vergebens klopfte das heilige Paar an verschiedene Türen und Fenster, bis es dann in einer Ecke einen Stall fand.

Eine andere Form dieses schönen Brauchtums, die ebenfalls weit in das Mittelalter zurückreicht, ist hier und anderswo auch heute noch recht lebendig, ja, hat nach dem letzten Weltkrieg einen neuen Auftrieb erfahren. Wie diese „Herbergssuche" in Iggingen durchgeführt wird, sei hiemit berichtet. In Gmünd weicht sie nicht viel von der geschilderten Art ab. Vor allem sind es die Frauen, die sich an der Herbergsuche beteiligen. Es ist ja verständlich, daß das weibliche Geschlecht die tiefe Herzensnot Mariens besonders lebhaft empfindet.

Die Zahl „neun" hat von jeher im Volksleben als heilige Zahl gegolten. „Alle guten Dinge sind drei!" heißt ein altes Sprichwort, und „neun" ist nicht weniger als drei mal drei, also dreimal diese heilige Zahl. Selbst in das kirchliche Brauchtum hat sich die „Neun" eingeschlichen. In besonderen Anliegen erfleht sich das Volk in einer neuntägigen Andacht, lateinisch Novene genannt, Hilfe von oben. Ja, die Kirche selbst leitet die Vorbereitung für größere Feste häufig durch Novenen ein. So ist es also nicht verwunderlich, daß auch in der Herbergsuche die Zahl „Neun" auftritt. Schon dieses spricht für das hohe Alter dieser Sitte. In Iggingen treten in einzelnen Ortsteilen je 9 Familien zusammen, um gemeinsam die Herbergssuche durchzuführen. Neun Tage vor Weihnachten, also am 15. Dezember, wird begonnen. An diesem Tage errichtet die erste Familie, die an manchen Orten durch das Los ermittelt wird, ein kleines Hausaltärchen. Inmitten von Kerzen und Blumen wird das Bildnis Mariens oder der heiligen Familie aufgestelllt. Tagsüber brennt vor dem Heiligtum eine Ampel. Nachdem das Bildnis einen Tag in diesem Hause Herberge gefunden hat, wird es am 2. Tage nach dem Betläuten, meist von der Hausfrau oder einem älteren Mädchen, unter Begleitung der ganzen Familie in das Nachbarhaus getragen. Dort singen die Anwesenden etliche Advents-

und Marienlieder und verrichten einige Gebete, indes dem Bildnis in seiner neuen Herberge ein würdiger Platz bereitet wird. Nach dieser kleinen religiösen Feier bleiben die Nachbarn noch einige Zeit in vertrautem Gespräch beisammen. So wandert das Bild jeden Tag in ein anderes Haus, bis es am 9. Tag, am 24. Dezember, bei der 9. und letzten Familie Einkehr hält. Der Heilige Abend ist gekommen. Bald werden die Kerzen am Christbaum aufflammen. Das heilige Wunder der Weihnacht hat sich erfüllt, und aus freudig bewegtem Herzen jubelt jung und alt:

„Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein,
Das hab' ich mir erkoren; sein eigen will ich sein!"

Nicht selten bleibt das Bildnis bei der 9. Familie bis Lichtmeß. An diesem Tage endet beim Volke die weihnachtliche Zeit. Der Christbaum wird geleert, und die Krippe verschwindet wieder für ein Jahr aus dem Gesichtskreis der Kinder.

Diese Sitte des Herbergsuchens spendet reichen Segen. Nicht nur, daß das religiöse Gefühl eines jeden Christen tief angesprochen wird; er führt auch einzelne Gruppen des Dorfes enger zusammen, was sehr zu begrüßen ist; denn durch Radio, Fernsehen, Auto, Kino droht die einst so festgefügte Dorfgemeinschaft mehr und mehr zusammenzubrechen, und das dörfliche Leben will Formen annehmen, die ihm früher gänzlich fremd waren. Auch die Flüchtlingsfamilien, die oft auch in ihrer Heimat den Brauch geübt hatten, beteiligen sich an der Herbergsuche und gliedern sich so leichter in das Gemeinschaftsleben ihrer neuen Heimat ein. Sie wissen ja besonders, was es heißt, in der Fremde eine Herberge suchen zu müssen.

Erfreulich ist, daß Bildhauer Martin Kaiser dieses Jahr für die Gruppe, zu der seine Familie gehört, ein engreifendes Herbergbild geschnitzt hat. In tiefster Not kauert sich Maria an Josef und erwartet von ihm Rettung. Dieser, straff gestaltet, überragt die Trostsuchende um Hauptes-länge, wodurch die Hilflosigkeit Mariens noch deutlicher zum Ausdruck kommt. Aufrecht, fest und ungebeugt steht Josef da. Der Stab in der Hand steigert noch diesen Eindruck. Überaus zart legt er sein Obergewand wie einen Schutzmantel um die gebeugte Frau. Man spürt die Kraft



Martin Kaiser: Herbergsuche

und die Sicherheit, die von dem einfachen Handwerker ausgeht und weiß, daß Maria bei diesem Manne wohl geborgen ist, daß er auch imstande sein wird, die Schwierigkeiten zu meistern. Man darf Martin Kaiser zu diesem schönen Stück echter Volkskunst herzlich beglückwünschen.

In manchen Gegenden war es früher üblich, daß an dem Tage, an welchem sich das Bild im Hause befand, ein Armer zu Tisch geladen wurde. Er sollte an Stelle des heiligen Paares die Gastfreundschaft der Familie genießen. Bei den heute anders gelagerten wirtschaftlichen Verhältnissen trifft man diese Sitte nur noch wenig.

Von der alten Martinuskirche in Iggingen

Albert Dangel

Im Dreißigjährigen Krieg brannten kaiserliche Kriegsscharen die uralte, ganz aus Quadern erbaute Martinuskirche und das Pfarrhaus in Iggingen nieder. Dabei sank beinahe das halbe Dorf in Schutt und Asche. In der Obergasse stand nur noch ein Haus. Jahrelang lagen die Höfe verödet. Viele Geschlechter starben damals aus und neue Bauernnamen erschienen.

Schon wenige Jahre nach der Katastrophe erhob sich aus den Trümmern ein neues Gotteshaus. Sowohl das Langhaus wie auch der mächtige Turm waren im Jahre 1642 im Rohbau voll-